

Vortrag zur erstmaligen Verleihung des Wieland-Übersetzerpreises

Walter Jens

BIS HEUTE NICHT ÜBERHOLT: WIELAND ALS ÜBERSETZER

Es gibt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andre hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenarten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.“ Diese Analyse Wielandscher Übersetzungs-Praktik, vorgetragen von Goethe in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813, bringt auf den Begriff, was der Verstorbene, dessen brüderlichem Andenken die Freimaurer-Rede gilt, in jenen Vorreden zu seinen Übersetzungen formuliert hatte, die allesamt das Goethesche Diktum bestätigen: „Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er.“

Der Trauerredner, 1813, hatte recht, als er, mit Wieland zu reden, den Sprachgenossen Horazens, Lukians und Ciceros pries: den Übersetzer, dem solche Tätigkeit schriftstellerisch ebenso wichtig wie die Original-Leistung war – hätte man Wieland gefragt, was er, als Artist und homme de lettres, der er war, sub specie aeternitatis für gelungener hielte, den Oberon oder den deutschen Lukian, die Abderiten oder die Übertragung der Cicero-Briefe: ich bin sicher, er hätte gezögert. Anders als für Lessing und Schiller, die nebenher, mit dem Ziel der Bearbeitung, sich auch einmal einen Plautus oder Racine vornahmen und zum Problem der Übertragung eher Beiläufiges vortrugen – Fall-Studien wie Lessings Auseinandersetzung mit Pastor Lange und dessen kuriose Horaz –, hatte, wie ein Blick auf die opera omnia zeigt, das Übersetzen für Wieland den Charakter eines Hauptgeschäfts: Tausende von Seiten – und niemals Frondienst und Abgezwungenes, der eigentlichen Arbeit hinderliches Nebenbei. Im Gegenteil: Wenn irgendwo, dann konnte Wieland als Übersetzer zeigen, was in ihm steckte, und sich in der Personalunion von Polyhistor (seine Anmerkungen zu Ciceros Briefen könnten von Erasmus sein), Philolog und Sprachmeister präsentieren. Kein Wunder also, daß er in seinen Einleitungen wieder und wieder den Übersetzer als einen homo literatus beschrieb, der, Professor, Weltmann und Dichter, poetisches Genie mit philosophischem Geist und gründlicher Gelehrsamkeit zu vereinigen wisse, dazu seinen Partner (will heißen: den zu Übersetzenden) aufs genaueste kenne, ihn mitsamt seinen Ansichten und der Zeit, von der er geprägt sei: und wozu dies alles? Um es am Ende vergessen zu machen und dem Leser das mit saurer Mühe Erarbeitete als ein schönes »von selbst« hinzustellen: elegant und geschmeidig geschrieben – von einer Diktion bestimmt, in der sich die drei rhetorischen Kardinaltugenden, das Lehrhaft-Schlichte, Unterhaltsam-Freundliche und Herzbewegend-Erhabene miteinander vereinten: gleich weit entfernt von Schwulst, Ziererei und Pedanterie Erarbeitete Leichtigkeit also war das Ideal-Ziel eines Mannes, der sich Übersetzungen erträumte, die, als »zweite Originale«, darüber hinwegtäuschten, daß es sich um Übersetzungen handelte ... ein Ziel, das er erreichte, so oft er, dieser auf Sympathie angewiesene Schriftsteller, auf Einverständnis über die Zeiten hinweg, einen Geistesverwandten übersetzte. Ein Ziel, das er verfehlte, so oft er, wie Goethe in seiner Totenrede schrieb, mit einem Autor »in Widerstreit stand«: Darum das Scheitern an Shakespeare – fürs Wechseln der Tempi, den Umschlag vom Hochpathetischen in das Burleske, das Miteinander von metaphorischem Tiefsinn und vulgärer Aktion fehlte Wieland, der auf eine Mittellage eingeschworen war, der Sinn. Darum auch sein Versagen vor Aristophanes: Das bis zum zotenhaften Aggressive, im Wechsel mit zartem Lyriismus, ein Freimut, den kein Menander und Terenz zum Urban-Geselligen hin humanisiert hatten, mußte

einen Wieland erschrecken: galt es doch »Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen« zu übertragen, die, auf »Seeleute, Handwerker und Matrosen« des »zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker« zugeschrieben, »selbst dem undelicatesten Teil unseres lesenden Publicums nicht präsentiert werden dürften«.

Sobald es ans Erotische ging, verließ ausgerechnet den der Frivolität bezichtigten Wieland (sogar der Leichenredner Goethe hält ihm vor, er habe sich darin gefallen, »problematische« Charaktere darzustellen und wenig Rücksicht auf weibliche Keuschheit zu nehmen) die Übersetzer-Courage. Er umschreibt, paraphrasiert, bricht – ein ihm sonst unerträglicher Verstoß – dem Original-Autor die Treue oder hört, wie in der horazischen Weiber-Satire, einfach auf: »Ich vermute nicht, daß es mir von irgendeinem Leser, der das Original versteht, übel genommen werden könnte, daß ich Bedenken getragen habe, eine solche Satire ganz zu übertragen. Weniger schüchtern als Batteux, der schon bei Vers 27 „Gargonius stinkt nach Bock“ aufgehört hat, habe ich mich zwar bis zum 63. durchgearbeitet: aber hier, ich gestehe es, war nicht weiterzukommen ... Weder unsere Sitten noch unsere Ohren würden diesen Grad von altrömischer Freiheit ..., welcher Horaz hier den Zügel schießen laßt, ertragen können.« Bis hierhin und nicht weiter, lautete die Zentral-Maxime des Übersetzers Wieland: und dies sowohl um seines Publikums willen, darunter zum großen Teil »lesende Damen«, als auch dem Autor zuliebe: ging der zu weit, holte ihn Wieland zurück; verfiel der ins Dunkle, hellte er ihn auf und wischte ihm die Flecken ab, verwahrte sich also dagegen – wie es in der Studie über »zwei metrische Übersetzungen des Lukrez« heißt – »die Treue, die er dem Original zu leisten habe, so weit zu treiben, daß er, wo Lukrez nur durch den Zwang des Verses dunkel ist, ohne alle Noth auch dunkel sei, ihm auch in seinen brüskten und einförmigen Übergängen... Fuß vor Fuß folge und fast immer schwerfällige oder hinkende oder sonst mißtönende Verse mache, weil Lukrez zuweilen etwas harte Verse macht«.

So entschieden Wieland sich gegen alles modernistische Verschönern, ein dem Zeitgeschmack verpflichtetes Retouchieren des Übersetzers wandte, so nonchalant verhielt er sich, wenn es galt, den Text, durch Verknappung oder paraphrasierenden Zusatz, im Deutschen womöglich noch ein bißchen besser zu machen als im Griechischen oder Lateinischen – und warum auch nicht, da Wielands eigentliche Partner, allen voran die Trias Lukian, Horaz und Cicero, ja als alter ego des Übersetzers fungierten: »In Lukian« – seinem Geistesverwandten, wie Goethe sagte – »lebe und webe ich, stehe mit ihm auf und gehe mit ihm nieder.« Unter, diesen Aspekten nimmt es nicht wunder, daß die Beschäftigung mit Cicero oder Horaz – aber auch die Provokation durch Aristophanes, der vom Dreisten ins Graziöse transponiert werden wollte: aus der Orchestra an den Musenhof ... unter diesen Aspekten ist es verständlich, daß Übersetzung für Wieland so etwas wie ein Spiegel-Gespräch war – eine Begegnung mit sich selbst und seinen Freunden in anderen Zeiten. Übertragung als Pharmakon gegen die »Schlafsucht des Geistes« und den Überdruß an einer tristen Gegenwart, aus der sich, mit dem Blick auf Cicero – die Brief-Übersetzung: Wielands großes Altersgeschäft! – guten Gewissens desertieren ließ. Wie unter Zeitgenossen, ließ der Greis, mit den epistulae ad Atticum beschäftigt, die Freunde wissen, fühle er sich im »705. Jahr der Stadt Rom« unter den Menschen am Tiber, und was ihre Schicksale angehe, so nähme er lebhafteren Anteil daran als am Untergang des Heiligen Römischen Reiches – jener von Napoleon ins Werk gesetzten Katastrophe, deren Zeuge er war. Christoph Martin Wieland, den der Kaiser, am Rande vermerkt, zum Gespräch über einen Autor bewegte, den Wieland, der Dunkelheit und epigrammatischen Auslassungs-Kunst wegen, ganz gewiß nicht übersetzt hätte: über Tacitus. (Das Ganze bei Gelegenheit eines Balls, auf dem Napoleon Wieland vermißte: »Eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln« erschien, in Gedanken noch bei Caesar und Cato, Catilina und Cicero, der herbeizitierte Übersetzer schließlich doch noch auf der Soiree.)

»Niemand hat so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er« – das heißt vor allem: Niemand hat so präzise wie Wieland die Dialektik jeder Form von

schöpferischer Transposition bestimmt, die auf dem Gegeneinander von Auslieferung ans Original und dem Entschluß basiert, Distanz zu wahren und, auf wörtliche und syntaktische Nachbildung verzichtend, mit den entwickeltsten Mitteln der eigenen Sprache den Sinngehalt des Vorbildes wieder lebendig zu machen – also ein Verfahren zu wählen, das ein Übersetzer, der in Wielands Sinn zu allererst ein guter Schriftsteller war, Martin Luther, im Sendbrief vom Dolmetschen als das einzig mögliche analysiert hatte. Das beste Deutsch ist das getreueste Latein oder Griechisch, heißt Wielands, vor allem in den Briefen über die Vossische Homer-Übersetzung entwickelte Devise: Nicht ein Deutsch-Griechisch, nicht ein Griechisch-Deutsch, nicht eine von »affectierten Graecismen, seltsamen Wortfügungen, harten Versetzungen und dergleichen« strotzende Diktion, sondern nur eine Sprachgebung, die, auf Sich-Anschmiegen (Sich-Andichten sagt Goethe) verzichtend, entschiedene Veränderungen wie das Weglassen von stereotypen, der Mnemotechnik des Rhapsoden dienenden Beiwortes(»Eos mit Rosenfingern«, »Herrscher im Donnergewölk«) nicht scheut ... nur eine Sprachgebung, die den grammatikalischen Unterschied zwischen den Sprachen realisiert, war für Wieland in der Lage, den Sinn des Urtexts zu bewahren.

Transposition statt Imitation: Das heißt Verzicht auf Wiederholung von Vokabular, Wortstellung, Syntax, Versmaß; es heißt Verlebendigung des Originals durch Präsentation seines »Hauptzwecks« bei entschiedenem Verzicht auf punktuelle Exaktheit, die absurd ist, da die erzwungene undeutsche Härte zu gleicher Zeit das Original in Mitleidenschaft zieht und, wie im Fall Homer, eine griechische Kunstsprache in eine teutonische Chimäre verwandelt. Nicht zufällig gilt der Hauptkampf des Übersetzers Wieland jener ängstlichen Treue als einem sklavenhaften Sich-Überlassen, das, wie der Essay über »zwei metrische Übersetzungen von Virgils Aeneide« zeigt, konsequent gehandhabt zur Untreue wird: »Damit die Treue die Übersetzung nicht ängstlich, gezwungen, undeutsch und nur zu oft auch sehr ungetreu mache, damit die Frischheit, die Wärme, der Glanz und die Grazie des Originals nicht durch sie verloren gehe, erfordert sie einen Mann, der nicht nur den ganzen Reichtum unserer Sprache in seiner Gewalt habe, sondern auch in der Kunst, sie rein, richtig, edel, zierlich, kurz, mit Geschmack zu schreiben, Meister sei und ihr alle die Geschmeidigkeit und Politur zu geben wisse, deren sie fähig ist.«

Einen Mann wie Wieland also – oder doch einen aus seinem Gefolge: einen *homme de lettres* jener durch die Weimarer Klassik geprägten Epoche, in der, so Wieland, Sprachkultur und Geschmack zum ersten Mal in der deutschen Geschichte ein Niveau erreicht hätten, auf dem es überhaupt erst möglich war, Weltliteratur einzugemeinden und damit den Rang einer Kulturnation zu erreichen, die es sich angelegen sein läßt, ihre Bürger Anteil an der allgemeinen Gesittung mit Hilfe von Übersetzungen zu geben, denen die gleiche artistische Perfektion wie einem Originalwerk zukommt. Diesen Prozeß befördert und in einem hauptstadtlosen Land zumindest eine wortwörtlich urbane Sprache mitgeschaffen zu haben, ist Wielands eigentliches Verdienst – und zumal das Verdienst des Übersetzers: des einzigen Deutschen aus dem 18. Jahrhundert, dessen Arbeiten – wenigstens dort, wo er »sympathetisch« übersetzt hat! bis heute nicht überholt sind. Man höre und urteile!

»Eupolis, Kratinos, Aristophanes und andere, die das alte attische Lustspiel pflegten, stellten mit größtem Freimut an den Pranger, hatte einer ihren Spott verdient, weil er ein schlechter Kerl, ein Dieb, ein Ehebrecher oder Mörder war oder sonst verdächtig. Ganz so wie diese tat Lucilius; er schuf nach ihrem Vorbild, änderte nur Fuß und Rhythmus seiner Verse; ein feiner kluger Kerl, im Versbau freilich hart. Dies war ja seine Schwäche: in einer Stunde diktierte er oft zweihundert Verse auf einem Beine stehend, wie wenn das eine große Leistung wäre. So manches möchte man tilgen, denn schlampig rauschte seiner Dichtung Strom; redselig war er und zu bequem, in ernster Arbeit zu schaffen – Gutes zu schaffen, meine ich; denn auf die Menge leg ich keinen Wert.«

Das ist nicht Wieland — sondern eine Übersetzung unserer Tage: Die vierte Satire des Horaz in Philologen-Prosa übersetzt; so, redlich und ledern, kann man's bei Heimeran lesen. Und

nun, in Witz und Jamben, das Ganze noch ein mal, Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poeta: Horaz, dem Goethe lobend attestiert, er habe viel Ähnliches von Wieland, mit Wielandscher Biagsamkeit und Eleganz übersetzt: »Cratinus, Eupolis und Aristophanes nebst allen anderen Dichtern von der alten Komödie, nahmen sich die Freiheit, jeden, den böse Sitten oder Übeltaten der Ahndung würdig machten, auf die Bühne zu stellen; und kein Taugenichts, kein Ehebrecher und kein Mörder war vor ihrem Strafamt sicher. Dies Verdienst hat sich bei uns Lucilius gemacht, als der, die Versart angenommen, sich genau an jene Muster hielt; ein Mann von Witz und feiner Nase, nur ein harter Verseschmied. Der Fehler lag bloß darin, daß er oft in einer Stund, und (falls es eine Wette gegolten hätt‘) auf einem Beine, stehend, zweihundert Verse wegdictierte, und auf diese Fertigkeit, als etwas großes, viel zu gut sich tat. Kein Wunder, wenn‘ s ihm dann so trübe floß, und seinen Versen immer was abzuwischen war. Der gute Mann war etwas schwatzhaft, und zu arbeitsscheu zum schreyben; gut zu schreyben, meyn ich; denn dass er viel schreybt, streit ich ihm nicht ab.«

Jetzt klingt es nach Horaz – und auch nach Wieland: im wohlgegliederten Parlando der Sprache, dem Wechselspiel von unter- und beigeordneten Sätzen, der Durchsetzung, hochsprachlicher Wendungen mit Jargon-Partikeln (»wegdictierte«, »was abzuwischen«) und dem Witz der knappen Pointe. (Viel schreibt der Faulpelz, doch nicht gut!) Wer wissen möchte, was sich auf deutsch, einhundertfünfzig Jahre vor Thomas Mann, alles sagen ließ: mit welcher Eleganz, weichem Nuancenreichtum und welcher Verweisungskraft, der sollte Wielands Übersetzungen aus dem Lateinischen lesen: die weitläufigen Etüden des ersten Schriftstellers in unserem Land, der den Beweis antrat, daß man, um eine deutsche Prosa, die in Silben tanzt, schreiben zu können: schwebend, offen, mit doppeltem Boden, Europäer und Kosmopolit sein muß – wie Nietzsche, der Wieland nicht mochte, doch zugeben mußte, keiner habe besser übersetzt, keiner ein vollkommeneres Deutsch geschrieben als jener Mann aus Biberach, der, in dem ihm eigenen, von Selbstironie und urbaner Gelassenheit geprägten Stil, seine Übersetzer-Tätigkeit mit den schlichten Worten beschrieb: »Ich habe von Jugend an eine natürliche Anmuthung zu schweren literarischen Abentheurn gehabt.«